

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 35 (1956)
Heft: 11-12

Artikel: Eine bergwirtschaftliche Alpenreise
Autor: Nobs, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-336917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich benützte die Gelegenheit, um dem schweizerischen Gesandten die Sünden der schweizerischen Regierung und der schweizerischen Öffentlichkeit in den letzten sieben Jahren vorzuhalten.»

Diese Unverfrorenheit bedarf keines Kommentars. In der Dokumentensammlung wird angekündigt, daß der vorbereitete Band X der Veröffentlichung deutscher diplomatischer Akten mehr über die wirtschaftlichen Erpressungen des Dritten Reiches gegenüber der Schweiz enthalten wird. Muß man aber wirklich solange warten, und sollte, ja müßte nicht jetzt schon eine schweizerische Darstellung dessen ausgegeben werden, was sich damals in Berlin zgetragen hat?

ERNST NOBS

Eine bergwirtschaftliche Alpenreise

Der Alpinismus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg galt dem eigentlichen Tourismus, dem Bergsteigen. Wer nicht Hochtouren machte, betätigte sich als Jochhüpfer oder als Talschleiche. Seit jener Zeit ist der Geh- und Klettersport zurückgegangen und dem motorisierten Reisesport gewichen. Die Zahl der Menschen, die in die Berge gehen, hat sich sehr stark vermehrt. Darin spiegelt sich die Tatsache, daß in Europa seit jener Zeit viele Millionen Menschen das Recht auf Ferien erlangt haben und daß ihre soziale Lage sich soweit gehoben hat, daß sie von diesem Recht auf diese oder jene Art Gebrauch machen können. Die Alpenpost- und Carunternehmungen schleusen Millionen von Passagieren über Land. Es bleibt kaum eine Familie und kaum ein Schulkind im ganzen Lande übrig, die nicht ein- oder mehrmal im Jahre eine Reise im Autocar machen. Eine viel größere Zahl von Familien des Unterlandes als früher bezieht heute zur Sommerzeit und sogar auch zum winterlichen Skisport Ferienchalets und Ferienwohnungen in den Bergen. Für zahlreiche Bergbauern ist die Vermietung von Touristenzimmern und Ferienwohnungen, auch der Verkauf von Bauplätzen für Chalets, zu einer wertvollen Einnahme geworden. In manchen Bergtälern übertrifft die Zahl solcher Feriengäste die Zahl der Hotelgäste, und die Einwohnerzahl solcher Gemeinden verdoppelt sich im Hochsommer. Dabei zeigen die Umsätze der Verkaufsläden und der Restaurants und die Frequenz der Bergbahnen eine von Jahr zu Jahr steigende Tendenz. Die Stadt und die ländlichen Industriegemeinden gehen im Sommer in die Berge. Noch im September und Oktober dieses Jahres bin ich auf Reisen durch die Zentral-, West- und Ostalpen

überall zahlreichen Arbeitern und Angestellten begegnet, die irgendwie auf Rädern (Velos, Motorrädern, Rollern, Cars, Autoposten und Personenwagen) die Alpen bereisten, und ich habe mich über die gewaltig erhöhte Zahl der Alpenreisenden gefreut. Ich erkannte darin eine Auswirkung der starken Verbesserung des sozialen Niveaus der lohnarbeitenden Volksklassen gegenüber der Zeit der letzten Jahrhundertwende. Im Berner Oberland und in andern schweizerischen Gebirgstälern hat sich in dieser Zeit nun aber auch der Wohnungsstandard der meisten Bergbauernfamilien recht bedeutend gehoben. Wer Gäste ins Haus aufnehmen will, muß gutaussehende, saubere Stuben, gute Betten, eine anständige Küche und auch ein Minimum an hygienischen Einrichtungen bieten können.

Die Kehrseite dieser Entwicklung sieht so aus: Der Anspruch der Bergbewohner an Komfort und erhöhtes Einkommen ist stark gestiegen. Die letzte Entwicklung der Bergtäler hat zahlreiche neue Verdienstquellen eröffnet, während die Bergführertätigkeit sich reduziert hat. Aus Wengen wird mir von ortskundiger zuverlässiger Seite berichtet, daß die Zahl der bergbäuerlichen Heimwesen gegenüber den letzten Kriegsjahren von etwa 70 auf unter 50 zurückgefallen ist. Wo das Land nicht mehr mit eigenen Arbeitskräften bearbeitet werden kann, ist es kaum möglich, aus dem Ertrag von Magerwiesen Heuerlöhne aufzubringen. Manchenorts bleiben solche Wiesen ungeheuet oder werden abwechslungsweise nur alle zwei Jahre gemäht. Das Weideland wird größer, und vermutlich nimmt die Zahl der Schafe zu. Die Zahl der Bauern geht zurück und die der Schafe steigt an. Wieder wäre man versucht, mit Karl Marx zu sagen: Die Schafe fressen den Menschen. Das ist nun aber bloß bedingt richtig, denn die Zahl der Einwohner dieser Bergschaften geht nicht überall zurück, obgleich die frühere intensive Kultur einer extensiveren Form der Bergwirtschaft weichen muß. Was sich ändert, ist die ökonomische Struktur. Aus selbständigen Kleinbauern in eher kümmerlichen Verhältnissen sind Angestellte und Arbeiter auf höherem Lebensstandard geworden. Aus dieser ökonomischen Änderung ergibt sich aber mit der Zeit auch eine Änderung des geistigen Überbaues. Die überlieferten konservativen Anschauungen geben einer neuen Gesinnung Raum, und wahrscheinlich ändert sich, in einem gewissen Sinne wenigstens, auch der Charakter des Bergvolkes, wenn nach einer oder zwei oder mehreren Generationen die Loslösung vom Bauerntum vollzogen sein wird.

Ins Bild dieser Entwicklung paßt nicht übel, was kürzlich (11. Juli 1956) in der «NZZ» über eine Alpwanderung im Wallis zu lesen war: Trotz den alpwirtschaftlichen Kursen und Alpbegehungen sei die Frühjahrsräumung mancher Walliser Alpen schlechter geworden. Die Steine und das Lawinen- und Bachgeschiebe bleiben auf den Alpweiden liegen und vermindern den Grasertrag. Örtlichkeiten, die noch den Namen «hübscher Boden» oder

«malmes Läger» führen, seien zu Steinwüsten geworden. Der einstige Unterhalt der Alpweiden im Gemeinwerk habe nachgelassen. Er werde mit ungenügenden Kräften unternommen. Im Kraftwerkstollen oder im Straßenbau oder am Sessellift zu arbeiten, bringe mehr ein. Der mangelhafte Unterhalt der Alpen verteuere die Sömmerung. Auf den Alpen des volkreichen Wallis «werden heute manchenorts die Kühe von Hirten gehütet und gemolken und die Milch von Sennen verkäst, die nur italienisch sprechen . . . und man muß froh sein um diese genügsamen Ausländer, ansonsten diese Alpen überhaupt nicht bestoßen und genutzt werden könnten, wie es in einzelnen Fällen tatsächlich schon vorgekommen ist». Diese Illustrationen ließen sich ohne Zweifel vermehren, wenn man die Verhältnisse überall untersuchen wollte. Eine neue sachkundige Enquete über die letzte Entwicklung des Bergbauerntums drängt sich auf.

Es sind Gegenkräfte an der Arbeit: Das Schweizerische Heimatwerk hat seit einem Vierteljahrhundert es unternommen, die alte bäuerliche Hausindustrie neu zu beleben. Schweden könnte hier als Beispiel dienen, es hat seine bäuerliche Hausindustrie nie so verkommen lassen, wie das in der Schweiz geschehen ist. Es ging und es geht um zwei oder drei Ziele: Der im Winter teilweise oder ganz brachliegenden Arbeitskraft in den Bergen eine Beschäftigung und einen Verdienst zu geben und dabei den Sinn für die Pflege der guten Qualität in Material und Ausführung zu wecken. Ein Drittes: Schließlich hat dieses Angebot an Heimatwerkerarbeiten dazu beigetragen, bei den Konsumentinnen und Konsumenten des ganzen Landes und schließlich auch bei der Konkurrenz den Sinn für altwährschafte Qualität zu fördern. Die Freude an solcher vortrefflicher Bauernkunst dringt allmählich in breite Schichten unseres Volkes.

Eine parallele Bewegung zugunsten der Förderung der Männerarbeit in bergbäuerlichen Betrieben, welche Betriebe die männliche Arbeitskraft nicht während des ganzen Jahres vollauf beschäftigen können oder wo für die Winterabende eine Freizeitbeschäftigung erwünscht und begehrt wird, ist zum Teil ebenfalls vom Heimatwerk, zum Teil aber im Kanton Bern von Amtes wegen in die Wege geleitet worden. In jüngster Zeit ist die Heimatwerkschule in der Mühle zu Richterswil durch ihre Schulungskurse dieser Entwicklung nachhaltig zugute gekommen, einer Entwicklung, die seit langem schon vom Kanton Bern aus, aber weit über seine Grenzen hinaus, von einem Manne wie dem Grindelwaldner Christian Rubi, mit Begeisterung und Sachkenntnis durchgeführt worden ist und noch durchgeführt wird. Der Bergbauer soll dazu angeleitet werden, die Schönheiten der alten bäuerlichen Architektur an Häusern und Speichern zu erkennen und den Unterhalt der Gebäude mit Verständnis und mit Liebe zu pflegen und dabei manche sonst verlorene Arbeitszeit zu nutzen. Es geht um mehr als das Auffrischen alter

Inschriften. Der Bergbauer soll wieder lernen, eine kleine Maurer-, Zimmermanns- oder Schreinerarbeit selber anständig auszuführen, wie er das früher auch zu tun vermocht hat. Er soll Freude an solcher Beschäftigung gewinnen und die vielfach liederlich unterhaltenen Bauten selber instand setzen lernen, soweit das mit einigem guten Willen möglich ist.

Alle solchen Bestrebungen verdienen die Unterstützung der Sozialdemokratischen Partei. Die von uns schon vor Jahrzehnten postulierten Bergbauernschulen sind erst spät errichtet worden, und es sind ihrer zu wenige. Das landwirtschaftliche Kurswesen hat in den Bergbauerngebieten bei weitem nicht die Ausdehnung erfahren, die es haben müßte. Im industriellen Kanton Zürich wäre es fast jedem jungen Bauernsohn bei einigem guten Willen möglich, zwei Winter lang eine landwirtschaftliche Winterschule zu besuchen, wobei viele Schüler diese Schule von zu Hause aus täglich mit dem Fahrrad oder einer kurzen Bahn- oder Postfahrt erreichen können. Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß selbst im Kanton Zürich diese Schulen noch zuwenig besucht werden.

Ich komme auf die Berggebiete zurück und sage, daß die landwirtschaftliche Betriebsberatung und auch die Güterzusammenlegung dort, wo sie eine unbedingte Notwendigkeit sind, bei weitem nicht die Fortschritte erreicht haben, die wir vor Jahrzehnten in der Kommission Baumberger postuliert und erwartet haben. Auch die Einrichtung bergwirtschaftlicher Versuchsgüter, die wir einst in der Kommission Baumberger postuliert haben, hat, soweit ich sehe, wenig oder keine Nachfolge gefunden, und doch wäre sie sehr wichtig. Unser Vorschlag, für gewisse hochqualifizierte Produkte der Bergwirtschaft, wie etwa ihre herrlichen Bergkäse, einen Delikateßkäse erster Ordnung, eine besondere Propaganda zu entfalten und wesentlich höhere Preise dafür zu fordern, ist an unsichtbaren Widerständen gescheitert. Hier wartet eine hochqualifizierte bergbäuerliche Leistung immer noch auf die gebührende Würdigung und Bezahlung. Zu allem dem sind manche andere und wichtige Postulate der einstigen Kommission Baumberger in Vergessenheit geraten. Ich habe manchmal den Eindruck gehabt, es werde eine starke Steigerung der Leistung der Bergbauern mit den Mitteln moderner intensiver Produktion von der übrigen schweizerischen Landwirtschaft aus Gründen der Konkurrenz und der drohenden Überproduktion nicht gewünscht. Man hat es für richtig gehalten und kann es auch heute gutheißen, daß die Familien- und Kinderzulagen für Bergbauern ausgerichtet werden, aber diese sozialpolitische Hilfe, so wohlbegründet und nötig sie heute noch ist, geht am Problem der bergbäuerlichen Wirtschaft vorbei und löst es nicht. Das alte naturalwirtschaftliche Bergbauerntum zerfällt, und die neue geldwirtschaftliche Produktion in der Alpenwelt ist noch zuwenig entwickelt. Wahrscheinlich erkennen wir noch nicht einmal alle Postulate, die zum Ziele

führen. Sicher aber ist, daß die neue, gegenüber früher ganz andersartige Überflutung der Alpenlandschaft durch eine stark zunehmende Ferienbevölkerung der Städte und der Industrieorte der Hochebene einen Beitrag zur Lösung der Probleme leistet, den wir in seiner vollen zukünftigen Auswirkung wohl noch nicht ganz zu erkennen vermögen. Dabei erfährt aber die wirtschaftliche Struktur der Bergtäler und ihre Kultur eine Veränderung in ihrem Wesen.

*

Ich habe einen großen Teil der Alpentäler Frankreichs, Italiens, Österreichs und der Schweiz bereist und habe in allen vier Alpenstaaten die gleiche Erscheinung angetroffen. Die alte Wirtschaft der Alpenbauern, die sich selbst zu genügen vermochte, zerbricht und eine neue Ordnung, die sie vollwertig zu ersetzen vermöchte, ist noch nicht verwirklicht. Der Grad der neueren Entwicklung aber ist in den vielen Alpentälern sehr ungleich. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß von den Staatsregierungen aus immer noch viel zuwenig getan wird, die Verhältnisse zu bessern. Dabei muß anerkannt werden, daß der schweizerische Bergbauer, abgesehen von einzelnen Talschaften mit ihren besonderen Verhältnissen, besser daran ist als der französische, der italienische oder der österreichische Alpenbauer. Eine umfassende, alle vier Länder betrachtende Monographie der Alpenbevölkerung ist bis heute noch nicht geschrieben. Der gewaltige Stoff könnte auch kaum von einem einzigen Verfasser beherrscht und bearbeitet werden. Ein Gemeinschaftswerk aber einer Reihe von Sachkennern der vier Alpenstaaten sollte in wenigen Jahren verwirklicht werden können. Es würde den Verwaltungen und Parlamenten der vier Länder und den zünftigen Volkswirtschaftlern und Bauernpolitikern überaus wertvolles Vergleichsmaterial geben.

Ich aber möchte hier mit wenigen Strichen andeuten, *woher* die Wirtschaft des Alpenbauern kommt und *wohin* ihre heutige Entwicklung tendiert.

Wir Heutigen erleben noch die letzten Überbleibsel der einstigen bergbäuerlichen Naturalwirtschaft. Im tessinischen Onsernonetal ist mir eine alte Frau, den Spinnrocken unterm Arm und zu allem Gehen einen groben wollenen Faden spinnend, begegnet. Ihr folgte eine große Herde Schafe, welche die ganze Breite der Straße ausfüllte: ein Bild von antiker Größe, ein lebender Zeuge längst vergangener Jahrtausende. Es hat mich tief berührt, daß ein Stücklein Altertum so unter uns lebendig geblieben ist.

Es gibt auch nicht wenige bemerkenswerte Relikte des Mittelalters, die in unsere Gegenwart hereinragen: Auf dem Abstieg vom Kleinen St. Bernhard ins Tal von Aosta, kurz oberhalb des Fleckens La Thuile, habe ich Bergdörfchen gesehen, die in ihrem äußeren Aspekt noch das reine Mittel-

alter sind. Das Dorf mit seinen schwarzen Häusern, den Dächern aus Steinplatten und jede Mauer ohne Verputz, sieht offenbar noch genau gleich aus wie vor 500 Jahren. In der Schweiz sind solche Bergdörfer, die noch das Aussehen der Jahrhunderte unberührt erhalten haben, rar geworden. Im letzten halben Jahrhundert sind viele Zeugen der Vergangenheit entschwunden, Kuriositäten, die einst das Entzücken der Reisenden gewesen sind. Wir können offenbar nicht beides miteinander haben wollen: Tibetanische Unberührtheit und zeitgemäße moderne Alpenwirtschaft. Wir können, wenn wir dem Alpenbauer helfen wollen, ihn nicht auf mittelalterlichen Zuständen konservieren. Es geht darum, die Wirtschaft der Bergbauern auf moderne Leistungsfähigkeit zu bringen und dabei seine überkommene Eigenart, seine Bauweise, seine hochstehende Heimarbeit und seine guten charakterlichen Qualitäten zu erhalten.

Der Bergbauer der Alpenländer lebte seit vorgeschichtlicher Zeit bis gegen das 19., ja bis gegen das 20. Jahrhundert hin im Wesen und Sein der Naturalwirtschaft, das heißt er erzeugte den weitaus größten Teil seines Bedarfes in seiner eigenen Wirtschaft. Er aß sein eigenes Brot. Eigene Gespinstpflanzen, Hanf und Flachs und eigene Wolle gaben ihm Kleid und Wäsche. Er trug Schuhe aus eigenem Leder, die zur Winterszeit von einem Schuhmacher, der selber ein Bauer war, in reiner Handarbeit auf der Stör angefertigt wurden. Auch der Schneider und andere Handwerker sind im schweizerischen Bauernland und nicht bloß im Alpengebiet früher auf die Stör arbeiten gegangen, das heißt der Handwerker arbeitete im Hause des Bestellers, erhielt dort die Nahrung, manchmal auch das Nachtlager und eine geringe Entlohnung in bar oder in natura. Was der Bergbauer zu jener Zeit zukaufen mußte, das war recht wenig. Der früheste Verkaufsladen im Tal von Grindelwald entstand – wenn ich recht berichtet bin – erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Alte Leute haben mir berichtet, daß vordem noch eine Frau in ihrer Hutte allwöchentlich einmal aus Interlaken hinaufgetragen habe, wessen die 2500 Einwohner des Tales an fremden Waren bedurften: Nadeln und Faden, Knöpfe, Haften und Schnallen, alle Arten von eisernen Nägeln, Werkzeuge, Rauchtobak und Schnupftobak, Kaffee und Zucker, Gewürze und Feuerzeug. In Grindelwald war das Ladeninventar nach dem in meinem Besitz sich befindlichen Krämerbuch meines Großonkels etwas ausgedehnter. Es kamen namentlich hinzu Tuche für besondere Zwecke, Stofffutter, besonders Barchent, dann aber auch Halblein, Zwilchen, Seidenband, Sammet und Scharlachtuch, letztere drei für den Staat der Frauen. Des weiteren Halstücher und Seife. Auch Zündhölzer finden wir schon erwähnt, obgleich ich selber in meiner Jugend noch mit einem Stahlrückenmesser («Fiirschlaha»), mit Feuerstein und Zunder eine Tabakspfeife in Brand gesetzt habe. Die Hauptposten der eingeführten Artikel bleiben

Kaffee, Tabak und Zucker und Tuche verschiedener Art. Tinte und Schreibpapier habe ich nirgends erwähnt gefunden, obgleich die Eintragungen ins Krämerbuch des Jahres 1851 mit Tinte geschrieben sind. Dieser selbst für das Jahr 1851 geringe Zukaufsbedarf war zu zahlen mit dem an einem Herbstmarkt verkauften Vieh, dessen Erlös auch für die Schuldzinsen aufzukommen hatte. Von einer gewissen Bedeutung war auch der Verkauf von Butter und Käse. Das war Naturalwirtschaft. Geld war rar und kostbar und nötigte zu sparsamem Haushalt. Kapital war schwer aufzutreiben. Trotz dem Mangel an Hygiene, Arz tung und Spitalpflege stellt der «homo alpinus», der Alpenmensch aller vier Alpenstaaten, einen gesunden und kräftigen Menschenschlag dar, wozu die Einschränkung zu machen ist, daß, wie bei allen primitiven Völkern, Geburtenzahl und Kindersterblichkeit hoch gewesen sind und daß wegen des Mangels an Behandlung und Wohnhygiene die Schwindsucht, die Lungentuberkulose, selbst in der gesunden Luft der Berge Tausende von jungen Menschen dahinraffte.

Eine Frage drängt sich hier auf: Wäre der Alpenmensch bis heute bei seiner mittelalterlichen Naturalwirtschaft geblieben, würde er heute noch nur selbstgepflanztes Brot essen und selbsterzeugte Kleider und Schuhe tragen, kurz, im Zustand einer fast völligen Selbstversorgung leben . . . würde er (wie ein Mahatma Gandhi es seinen Indern empfohlen hat) sich auf eine Existenz der äußersten Bedürfnislosigkeit und der am weitesten getriebenen Selbstversorgung einstellen, hätte der Alpenmensch dann der Zeitentwicklung sich entziehen können? Lebte er dann noch wie bei uns im schweizerischen Mittelalter, wo er den Menschenüberfluß ans Söldnerdasein abgeben mußte? Wäre er imstande gewesen, als eine Enklave der Naturalwirtschaft innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft sich zu erhalten und damit auch einen früheren – wie wir wohl zu Unrecht annehmen würden – glücklicheren Gesellschaftszustand in unsere Zeit herüberzuretten? Wäre etwa der glückliche Bergbauer der Albrecht v. Hallerschen Alpendichtung in unsere Zeit herüberzuretten gewesen?

Das zu glauben, hieße wirtschaftsreaktionären Chimären nachhängen! Der Vorgang vollzieht sich heute im weltweiten Raum der unterentwickelten Völker: Wo altüberlieferte Naturalwirtschaft mit der technisierten Großwirtschaft des Hochkapitals zusammenstößt, da begibt sich das gleiche, was geschieht, wenn der eiserne Kochtopf mit dem irdenen Kochtopf zusammenprallt: der Irdene geht in Stücke. Das Zerschneiden der Naturalwirtschaft in den Bergen stellt in der Übergangszeit einen äußerst schmerzvollen Vorgang dar, welcher für Zehntausende von Menschenschicksalen eine Katastrophe bedeutet. Der Zusammenbruch und der Neuaufbau sind heute noch nicht zu Ende. Sie sind, wenn wir das Gebiet der vier Alpenländer überblicken, noch in voller, sehr ungleich weit vorgeschrittenen Entwicklung, aber es bleibt die

Einsicht, daß für die Lösung der Bergbauernprobleme keine Flucht nach rückwärts möglich ist. Es ist die organische Einordnung der Alpenländer in die heutige und künftige Wirtschaft zu suchen. Damit lehne ich selbstverständlich und wie schon betont die Erhaltung erhaltenswürdiger Bestandteile der alten Wirtschaft und Kultur keineswegs ab. Unser Weg aber heißt vorwärts. Wenn etwas auszusetzen ist, so bleibt es dies: Daß entgegen allen Erkenntnissen und dienlichen Postulaten dieser Weg in keinem der vier Alpenländer mit der wünschbaren Energie beschritten worden ist. Für die Schweiz muß gesagt werden, daß sich in den letzten drei Jahrzehnten zwar manches gebessert hat, daß aber die Postulate der Kommission Baumberger bei weitem nicht allgemein verwirklicht worden sind.

*

Ich möchte das Gesagte durch einige Bilder aus unserer Gegenwart verdeutlichen. Die Entvölkerung der ausschließlich bei der Landwirtschaft verbliebenen Bergtäler bleibt eine Tatsache. Ein paar Kilometer von Lugano entfernt kann man (drüben überm See in der Ufergegend von San Rocco) eine ganze Anzahl Hausruinen sehen. Solche gibt es im gesamten Alpengebiet sicher zu Zehntausenden. Manche von ihnen sind zu Ferienhäusern umgebaut worden. Ich kenne eine der reizvollsten Landvillen im Tessin, die aus den Mauern eines verlassenen Eselstalles entwickelt worden ist. Ruinen verlassener Häuser gibt es in größerer Zahl im Val di Colla hinter Tesserete. Vor 50 Jahren hat ein Bürger des Tales, der in Zürich als Gastwirt zu Vermögen gekommen ist, seiner verarmenden Heimatgemeinde ein Schulhaus geschenkt. Das Schulhaus steht noch da, aber es ist geschlossen. Es fehlen die Kinder. Es gibt wenig junge Familien mehr im Dorf. Die Kinder müssen den weiten Weg in eine andere Gemeinde zur Schule gehen. Im Dorf verblieben sind alte Leute. Eine Greisin in Cozzo, dem hintersten Dörfchen im Val di Colla, hat mir gesagt: «Wir sind in der Agonie . . . Die Jungen wollen nicht mehr hier bleiben und bauern . . . Sie stellen höhere Ansprüche ans Leben . . . Sie sind Arbeiter geworden und nicht mehr bloß Saisonarbeiter wie früher . . . Sie arbeiten das ganze Jahr in Zürich, Oerlikon, Winterthur, Baden, Basel usw. . . . Sie haben ihre Frauen und die Kinder mitgenommen. Sie werden dem Heimattal entfremden . . . Die Kinder verstehen Züritütsch . . . Dafür haben wir die Invasion der Fremden, der Ferienleute der Städte . . . Diesen Sommer waren die Hotels in Lugano und Umgebung wieder überfüllt . . . Hätten wir mehr Wohnungen und Zimmer in den Dörfern des Val di Colla zu vermieten gehabt, hätten wir sie alle für längere Zeit besetzt bekommen.»

Diese Entwicklungen sind nicht durchweg beklagenswert. Da man dem Bergbauern nicht dazu verholfen hat, seinen Betrieb auf die Notwendigkeiten

unserer Zeit einzustellen, so sucht und findet er eine bessere Existenz in der Industrie. Er soll uns hier willkommener sein als der Ausländer.

Zu den Mängeln der Bergwirtschaft in weiten Gebieten der vier Alpenstaaten gehört vor allem eine viel zu weit gegangene Güterparzellierung. Man kann dafür Beispiele sowohl in Savoyen wie im Tal von Aosta und in der Gegend von Chiavenna, im St.-Giaccomo-Tal und im Veltlin so gut wie in schweizerischen und österreichischen Alpentälern in großer Zahl sehen. Man hat die Güterzusammenlegung auch in unseren Bergkantonen, dort, wo sie nötig und unabdingbar ist, nicht mit dem wünschbaren Aufwand an Mitteln und Energie durchgeführt. Trotz Kommission Baumberger, trotz Parlamentsdiskussionen und trotz den Wahlaufufen der Parteien ist zu vieles Papier geblieben. Es jammert einen, in allen vier Alpenländern weite Gebiete zu sehen, wo der Bauer auf Landfetzen sich müht und die notwendigen Korrekturen, die Güterzusammenlegung, der Straßenbau, die landwirtschaftliche Schulung und Technik weit im Rückstand geblieben sind gegenüber dem, was möglich und nötig gewesen wäre. Manchenorts sind diese Flurfetzen so klein, daß man sie keinesfalls mit dem Pflug, ja häufig nicht einmal mit der Sense bearbeiten kann. Es muß aber auch gesagt werden, daß die Bergbauern vieler, glücklicherweise nicht aller Alpentäler durch ihre einsichtslose Erbteilung die Bergwirtschaft selber minimalisiert und zugrunde gerichtet haben. In weiten Gebieten aller Alpenländer liegt die Obstbaumpflege im argen. Fast überall sind die Gemüsegärten zu klein. Alles das besser zu machen, ist keine Frage der Finanzierung. Den beklagenswerten Schlendrian zu ändern, ist ausschließlich Sache der Belehrung und Sache des bäuerlichen Selbsthilfestolzes. Diese Selbstachtung fehlt. Man hat schon kapituliert. Es gehe, wie es wolle. Vielleicht helfen die andern!

Wir rühmen dem schweizerischen Föderativstaate gerne nach, daß die Initiative von unten auf wachse, daß sie aus den staatlichen Fundamenten, den Gemeinden und Kantonen, aufsprieße und zuletzt erst und lediglich subsidiär zu einer schweizerischen Sache werde. Im Gebiete der Bergbauernwirtschaft aber ist die Initiative zum kleinsten Teil von den Bergbauern und den Berggemeinden ausgegangen. Eine üble Finanzlage der Bergbauerngemeinden und der Bergbauernkantone boten eine schlechte Grundlage zu großem initiativem Geldaufwand. Es gebrach an Geld und an der Einsicht. So muß eine nachhaltige Belehrung und eine kräftige Hilfe hier von der zentralen staatlichen Organisation ausgehen, weil die Entkräftung mancher Berggebiete so weit vorgeschritten ist, daß nicht einmal eine partielle eidgenössische und kantonale Subvention die notwendige Reform in Schwung bringt.

Ich wundere mich, daß es weder gelungen ist, die bäuerliche Betriebsberatung und die Schulungskurse bis ins hinterste Bergtal hinein zu einer ständigen und wirksamen Einrichtung zu machen und daß man eine so

segensreiche Institution wie die «Schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft» nicht in viel stärkerem Maße in den Dienst der Aufgabe gestellt hat. Es ist manches von Grund auf neu zu unternehmen, namentlich aber sollten auch die früher mit mehr Überzeugung und Tatkraft geförderten bäuerlichen Gemeinschaftswerke zu neuem Leben erweckt werden.

Eine Reminiszenz aus der zürcherischen Kriegswirtschaft der vierziger Jahre: Ich hatte als kantonaler Volkswirtschaftsdirektor insbesondere den Mehranbau zu betreiben und hatte als Leiter des kantonalen Anbauwerkes den ganz hervorragend initiativen und tatkräftigen Professor Hans Bernhard, einen angesehenen Vertrauensmann der schweizerischen Landwirtschaft und seinerzeitigen Begründer der «Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft», an meiner Seite. Er trat eines Tages in mein Büro, um mir vorzuschlagen, er möchte die Landwirte einer bestimmten zürcherischen Ackerbaugemeinde dazu bringen, ein großes Terrain eben gelegener Äcker und Wiesen für die maschinelle Bearbeitung zusammenzulegen und dafür die vorhandenen, dem Staate gehörenden Anbaumaschinen heranzuziehen. Es handelte sich um den Anbau von Getreide. Die Landwirte sollten sich zu einer Ackerbaugenossenschaft zusammenschließen und einige Dutzend Hektaren Ackerland für die gemeinsame Bearbeitung zusammenlegen. Das private Eigentum an Grund und Boden sollte erhalten bleiben, hingegen müßten der Bearbeitung wegen die Marchsteine des grundbuchlich vermessenen Gebietes unter die Pflugtiefe in den Boden hineingelassen werden. Er habe ausgerechnet, daß beim derzeitigen Mangel an Zugkraft und menschlicher Arbeitskraft diese Bearbeitung viel weniger mühsam und rationeller und billiger und dank erstklassigem Saatgut und durchweg zweckmäßigerer, besserer Düngung auch bedeutend ertragreicher würde. Der so betriebene Ackerbau wäre also für die beteiligten Landwirte arbeitssparender und weit lukrativer geworden.

Ich sagte zu Professor Bernhard: «Machen Sie das, wenn Sie es fertigbringen . . . Herr Professor, Sie sind ein landwirtschaftlicher Sozialist!» Er hat es selbstverständlich nicht fertiggebracht. Eine Beerdigung der Marchsteine für ein paar Jahre – das war zuviel! Die Landwirte waren überzeugt, daß sie nie wieder zum Vorschein kämen, wenn das genossenschaftliche Experiment gelänge, und sie fürchteten, es könnte gelingen, ja sie waren davon überzeugt . . . Aber heute beklagt unsere Landwirtschaft das zu starke Zurückgehen der Ackerfläche. Es könnte scheinen, daß es zu Zeiten unseren Landwirten nicht auf die leichter zu vollbringende bessere Leistung und den höheren Ertrag ankomme. Das Verbleiben bei traditionellen Gewohnheiten und eine staatliche Preisgarantie und Fernhaltung der rationeller und billiger arbeitenden ausländischen Konkurrenz ist vielen lieber. Es wäre ganz

schön, bei den Methoden der Vergangenheit zu bleiben, wenn sie in unserer Zeit unter Umständen nicht zeitwidrige Preise erforderten. Käme in einer ferneren Entwicklung der Weltmärkte unsere Exportindustrie in breitem Ausmaß jemals in Nöte, so würde sich dann wohl zu spät die Erkenntnis einstellen, daß ein landwirtschaftlicher Konservatismus die Zeitentwicklung zu sehr vernachlässigt hat. Die Problematik dieser Fragen sei damit nur angedeutet. Es ist mir altem Manne wahrlich nicht ums Steinewerfen zu tun.

Der Bergbauer soll bestehen bleiben, aber sicher ist, daß die Organisation der Betriebe weitgehende Verbesserungen erfahren könnte und müßte... daß die Technik ihm bei weitem nicht in dem Maße dienstbar gemacht ist, wie es der Fall sein sollte... daß die landwirtschaftliche Berufsschulung und Betriebsberatung keineswegs die wünschenswerte Entfaltung erfahren haben. Es kommt hinzu, daß der Bau der Bergstraßen und der bäuerlichen Bergsträßchen in weiten Gebieten des Alpenlandes rückständig geblieben ist. Hier hat aber der Kanton Tessin sich ein großes Verdienst erworben. Seine bäuerlichen Bergsträßlein sind weit besser entwickelt als in großen Teilen des schweizerischen und ausländischen Alpengebietes. Wer, wie der Schreiber, in den letzten Jahren die meisten der schweizerischen Paßstraßen und auch manche ausländische Bergstraßen befahren hat, der kann schließlich die wenigstens zaghaft vorgebrachte Feststellung nicht unterdrücken, daß eine große Zahl unserer Paßstraßen und Bergstraßen für ein Land des Tourismus wie die Schweiz sich in einem höchst beklagenswerten Zustand befindet. Es ist eben damit nicht getan, daß man den Susten und die Maloja hat. Ich weiß, welche Hindernisse im Zeitpunkt der Hochkonjunktur dem Ausbau der Alpenstraßen sich entgegenstellen, aber viele von ihnen befinden sich in einem höchst beklagenswerten Zustand, und noch mehr blieb die Entwicklung der bauernwirtschaftlich notwendigen Bergsträßlein zurück. Es ist der alte Jammer: Die zuständigen Kantone und Gemeinden haben das Geld nicht, und heute fehlt sogar die Arbeitskraft, die in vergangenen Jahrzehnten im Überfluß vorhanden und arbeitswillig gewesen wäre.

Die Bauernflucht aus den Bergen ist soweit gerechtfertigt, als die Verhältnisse, die sie verlassen, auch bei modernisierter Wirtschaft keine menschenwürdige Existenz mehr zu bieten vermöchten. Das Aufgeben kleiner Betriebe führt zu wirtschaftlich notwendigen Arrondierungen und zu besseren Ertragsverhältnissen. Wo aber in den Bergtälern Boden brach liegt, wo wegen Mangels an Arbeitskräften der mögliche Ertrag nicht mehr eingebracht werden kann, treten tieferliegende Ursachen zutage und ebenso in der Tatsache, daß heute die Hälfte der in der Landwirtschaft tätigen Dienstboten und Knechte Ausländer sind. Einst hat unsere Landwirtschaft einen starken Überschuß an Arbeitskräften hervorgebracht. Sicher ist richtig,

was Professor Emil Küng, St. Gallen, kürzlich in der «NZZ» dargetan hat, daß nämlich der Rückgang der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen eine «ökonomische Zwangsläufigkeit» darstelle. Dieser Zwangsläufigkeit ist eine andere Tatsache gegenüberzustellen: Trotz der starken Verminderung der Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe und der landwirtschaftlichen Bevölkerung und trotz dem sicher bedeutenden Rückgang des landwirtschaftlichen Areals (Ausdehnung der Städte und Dörfer und weiter namentlich der Straßenbau) hat die Produktion an landwirtschaftlichen Erzeugnissen eine ganz bedeutende Vermehrung erfahren. Sie produziert mit weniger Leuten und auf weniger Fläche bedeutend mehr als früher. Diese Entwicklung entspricht gewiß einer Notwendigkeit, denn auch die Produktivität aller andern menschlichen Arbeitsgebiete hat eine noch weitaus stärkere Erhöhung erfahren.

Eben jetzt hat das Schweizerische Bauernsekretariat eine Arbeit seines Mitarbeiters Dr. J. Petricevic veröffentlicht («Wirtschaftliche Probleme der Kleinbauernbetriebe in der Schweiz», Verlag des Bauernsekretariates in Brugg), die in starkem Maße auch die Bergbauernprobleme berührt. Ich zitiere hier die zwölf Postulate, zu denen der Experte abschließend kommt:

1. Ausbau einer spezifischen Betriebsberatung und des landwirtschaftlichen Bildungswesens.
2. Beschleunigte Grundstückzusammenlegung, Sanierung der Alpen und der Siedlungsverhältnisse.
3. Bessere Arbeitsteilung zwischen größeren und kleineren Betrieben, Berg- und Talbetrieben, wobei die Ausdehnung und Förderung gewisser Intensivkulturen und anderer Spezialbetriebszweige vorwiegend auf die Kleinbauernbetriebe beschränkt werden sollte.
4. Erhöhung der Roherträge der Viehhaltung durch leistungsfähige und rationelle Fütterung.
5. Verbesserung der Betriebsorganisation im Sinne einer Betriebsvereinfachung in den Talbetrieben und der Ergänzung durch geeignete Betriebszweige im Berggebiet.
6. Besondere Pflege einer rationellen Düngewirtschaft und Ausbau der technischen Hilfsmittel im Berggebiet, vor allem der Seilbahnen und Drahtseilriesen.
7. Vermehrte gemeinwirtschaftliche Verwendung moderner Maschinen, um in erster Linie die Zugkraftfrage besser zu lösen. Engere nachbarliche Zusammenarbeit zwischen kleineren und größeren Betrieben, damit die vorhandenen Maschinen, Zugkräfte und Arbeitskräfte besser ausgenützt werden.

8. Weiterer Ausbau der genossenschaftlichen Institutionen aller Art im Dienste der Produktenverwertung, der Beschaffung geeigneter Betriebs- und Produktionsmittel sowie der Heimarbeit.
9. Noch stärkere preisliche Begünstigung der Berggebiete bei Produktionsmitteln und Produkten, wobei der Transportkostenausgleich weiter auszubauen und Tarifbegünstigungen zu fördern sind.
10. Spezielle technische Hilfsaktion zur Verbesserung des gesamten Produktionsapparates in den Klein- und Bergbetrieben, in die auch die Wohnungssanierung einzubeziehen wäre und die auf der Grundlage langfristiger, billiger Kredite mit einem gewissen Amortisationszwang zu erfolgen hätte.
11. Förderung des Nebenverdienstes in der Nähe des Wohnortes, der Klein- und speziell der Bergbauern.
12. Besondere Berücksichtigung der Berg- und Kleinbetriebe beim Ausbau weiterer Sozialwerke durch Begünstigung bei den Beitragssätzen, Ausdehnung der Familienzulageordnung auf sämtliche Kleinbetriebe und Erhöhung der Kinderzulagen im Berggebiet.

Soweit die Postulate dieser neuesten Publikation des Schweizerischen Bauernsekretariates. Die meisten Punkte sind durchaus nicht neu, aber sie sind gar nicht oder nur in unzulänglichem Maße verwirklicht worden, trotzdem sie seit Jahrzehnten auf den Tagesordnungen der bergbäuerlichen Auseinandersetzung stehen. Ich brauche nicht zu betonen, daß die Sozialdemokratische Partei im großen und ganzen diesen Programmen und Postulaten bisher eine nachhaltige Unterstützung hat zuteil werden lassen und dies auch weiter tun wird. Zu Ziffer 12 des obigen Programmes ist zu sagen, daß uns sozialpolitische Programmpunkte immer sympathisch sind, immerhin dürfen die Familien- und Kinderzulagen nicht dazu führen, daß der wirtschaftliche Selbstbehauptungswille erlahmt. Subvention kann immer nur Ansporn, niemals Lähmung sein.

Bei Durchsicht des obigen Programmes wird mancher von den Alten, welche die Auseinandersetzungen um die Kommission Baumberger miterlebt haben, sich fragen, warum wir noch nicht weiter gekommen sind. Ich habe auf einen Hauptgrund, die Armut der Berggebiete, hingewiesen. Die Frage scheint nicht geprüft worden zu sein, ob eine energischere Anhandnahme der bergbäuerlichen Postulate nicht auch Maßnahmen administrativer Art in den zuständigen Verwaltungen zur Voraussetzung hätte. Es ist vorgeschlagen worden, es wäre eine Organisation zu treffen, bei der dieses administrative Gebiet einen besonders fähigen Fachmann an der Spitze haben sollte mit weitergehenden Kompetenzen und Verantwortungen als bisher, also in

einer Stellung, die deutlich sichtbar und allen subalternen Charakters enthoben wäre. Dazu wären Persönlichkeiten erforderlich, denen die gewinnenden und nachdrücklichen Charaktereigenschaften zukämen, sich durchzusetzen. In dem sehr großen Dikasterium der Landwirtschaft, das gerade auch heute wieder von dornigen Problemen erfüllt ist, sollte die Bergbauernwirtschaft eine besonders markierte Stellung erhalten. Ohne dies werde man kaum zu rascheren und großzügigeren Lösungen kommen. Ich zweifle nicht, daß der Vorschlag einer ernsthaften Prüfung unterzogen wird.

Hier liegt ein Teil des Hunds begraben . . .

«Was wir hier stehngelassen haben,
das ist ein Grabstein, daß ihr's wißt!
Hier liegt ein Teil des Hunds begraben,
auf den ein Volk gekommen ist.»

K. A. Diesen Text hat seinerzeit Erich Kästner vorgeschlagen als Inschrift für einen sächsisch-preußischen Grenzstein. Ich erinnerte mich daran, als ich dieser Tage ein Werbeexemplar einer bekannten schweizerischen Zeitschrift erhielt. Die Nummer enthält die Ankündigung, daß sich die Redaktion entschlossen habe, eine neue Artikelreihe zu beginnen unter dem Titel: «Das Leben ist lebenswert.» Die Redaktion geht vom Gedanken aus, «daß auch in einer bewegten Zeit wie der heutigen jedes Leben etwas Lebenswertes in sich birgt».

Wir wollen uns nicht über diese Artikelreihe unterhalten, deren Grundgedanke an sich lobenswert ist. Aber dieser Tatbestand kann vielleicht der äußere Anlaß zu einigen ernsteren Gedanken sein. Sollte nicht der Umstand, daß eine bedeutende Zeitschrift, deren Stimme einiges Gewicht besitzt, ihren Lesern beweisen muß, daß *auch* heute das Leben sinnvoll sei, Aufsehen erregen? Denn direkt gibt diese Redaktion damit zu, daß unsere gegenwärtige Lebensordnung nicht mehr in Ordnung ist, daß eine große *innere Unsicherheit* unser Denken beherrscht. Die Redaktion spricht auch davon, daß nicht von Fürstlichkeiten und Filmgrößen die Rede sein soll, und sie läßt daraus erkennen, daß offenbar darin, nämlich in Rang, Macht oder Reichtum, die Werte liegen, an denen sich die gegenwärtige Gesellschaftsordnung orientiert.

Nun will die betreffende Zeitschrift ihre Leser ja offenbar von der Orientierung an diesen Scheinwerten zurückführen zu einer Orientierung an den